

IM HIMMLISCHEN AUFTRAG

Am 20. November fand in der Schweizerischen Landesbibliothek in Bern die Preisverleihung des Schweizer Kinder- und Jugendmedienpreises 2005 statt. In der Kategorie "Buch" wurde Jürg Schubiger für seine "Geschichte von Wilhelm Tell" geehrt. Laudator war der Schriftsteller und Kabarettist Franz Hohler. Hier seine leicht gekürzte Rede.

Wir hatten damals eigentlich beschlossen, Stillschweigen zu bewahren über das, was uns an den Solothurner Literaturtagen des Jahres 2001 widerfuhr, aber ich glaube, dieser Preis ist ein Anlass, die Geschichte so zu erzählen, wie sie sich zugetragen hat.

Als wir, ein Grüppchen von Autorinnen und Autoren, frühmorgens zwischen ein und zwei Uhr das "Kreuz" verliessen, um uns zu kurzer Nachtruhe in unsere Hotels zu begeben, erwartete uns draussen ein gewittriger Nachthimmel, Fensterläden klapperten im Wind, und als wir unsere Blicke besorgt in die Höhe richteten, fuhr ein erster Blitz hernieder, riss die Wolken auf, und für einen Augenblick war inmitten einer Heldenrunde Wilhelm Tell zu sehen, der seine Armbrust in die Höhe hielt und mit gewaltiger Stimme rief: "Wer von euch erzählt mich, Himmelherrgottdonnerwetter, dass es Kind und Greis verstehn?" Mit dem Donnnergrollen wurde auch der Wolkenvorhang wieder zugezogen, und da standen wir, das Schweizer Dichtershäufchen, und scharften verlegen mit den Füssen. Adolf Muschg stopfte seine Pfeife und sagte, Frisch habe da ja schon das Nötige gesagt, Urs Widmer fügte hinzu, Schiller habe doch vor zweihundert Jahren etwas abgeliefert, das sich sehen lassen könne, Eveline Hasler sagte, ihr fehlen zu seiner Geschichte die schriftlichen Dokumente für das Schräggedruckte, Markus Werner hüstelte, mit Tell wäre er nun wirklich am Hang, und Peter Bichsel verwies auf das wunderschöne Prosastücklein von Robert Walser, das keiner von uns auch nur annähernd zu schlagen imstande sei, Ruth Schweikert warf ein, ihre Kinder interessierten sich gar nicht für Tell und für Greise wolle sie nicht schreiben, und ich sagte das, was ich immer sage, wenn ich etwas nicht machen will, nämlich ich hätte keine Zeit.

Darauf kehrte eine Stille ein, ähnlich derjenigen bei Schiller, nachdem der König gefragt hatte: "Wer wagt es, Rittersmann oder Knapp, zu tauchen in diesen Schlund?" Dann aber trat unerwartet ein etwa 65-jähriger Jüngling aus der Schar, richtete sein Haupt nach oben und rief: "Ich miecht das no gern!"

Erleichterung bei den andern, einer macht's also, Tell kann zufrieden sein. Und tatsächlich schlugen die Gewitterwinde

so gleich in ein Maiensäuseln um, und der Mond goss seine segnenden Strahlen auf Landhaus und Aare; Erleichterung, verbunden mit der Überzeugung, der Verwegene werde scheitern, er werde hängen bleiben im schrecklichen Schlund der Klischees, des schon Geschriebenen, des schon Gesagten, des schon Gedachten, des längst Persiflierten.

Trotzdem klopfen wir ihm auf die Schulter, wünschten ihm Glück und fragten uns insgeheim, welche List er wohl brauchen werde, um die Geschichte von Tell nochmals zu erzählen, so, dass sie Kind und Greis verstehn.

Jürg Schubiger, so hiess der kühne Jüngling, setzte sich also hin und dachte darüber nach, was einen Helden zum Helden und damit zum Übermenschen macht. Denn es war ihm klar, dass er nicht von einem Übermenschen erzählen wollte, sondern von einem Menschen. Ich könnte Tell ein bisschen hinken lassen, schlug er sich selbst vor, er hat einen bösen Fuss, doch der Gang macht den Helden noch nicht zum Helden. Aber was dann?

Es ist, sagte er sich, das Scheinwerferlicht. Wenn du aus dem Superman aus Bürglen einen Menschen machen willst, musst du den Scheinwerfer auf einen andern Darsteller richten, und so machte er den Tellensohn Walter zur Hauptfigur der Tellsgeschichte, ja sogar zu demjenigen, der seinen Vater recht eigentlich in den Apfelschuss hineinreitet, ihm sogar den Apfel holt, den niemand bringen will, denn er hat den ungebrochenen Bubenstolz auf seinen Vater, der es allen zeigen kann, wenn es drauf ankommt.

Und Walter kann, im Gegensatz zu seinem Vater, reden, und so ist er es auch, der Gessler zuerst antwortet, als dieser fragt, wofür der zweite Pfeil war, den Tell ins Hemd steckte. Übrigens: Die Greise unter uns wissen, dass er ihn in den Köcher steckte, aber da die Kinder nicht wissen dürften, was ein Köcher ist, erinnert sich Schubiger an Tells Auftrag und entscheidet im Zweifelsfall gegen die Greise und für die Kinder. Wofür also war der zweite Pfeil, wo immer er steckte? Walter weiss es:

"Der ist für alle Fälle.' / 'Für welchen Fall genau?' wollte der Landvogt wissen. / Der Junge schaute den Vater an. / 'Für ... für den Notfall.' Tell stotterte vor Verlegenheit."//



FOTOS: SIMON SCHMID_SLB

Laudator Franz Hohler – und Urs Schildknecht, Zentralsekretär des LCH Dachverband Schweizer Lehrerinnen und Lehrer, sowie Christine Holliger, Direktorin des Schweizerischen Instituts für Kinder- und Jugendmedien (SIKJM), zusammen mit den Preisträgern Jürg Schubiger, Geri Dillier und Heinz Stalder (von links nach rechts).

Und Gessler muss ihm nachhelfen: “Wenn du den Apfel nicht getroffen hättest ...”

Da erst bringt es Tell heraus: “Dann hätte ich mit diesem zweiten Pfeil auf Eure Brust gezielt.’ / ‘Und die zu treffen’, rief Walter, ‘das wäre weiss Gott kein Kunststück gewesen.”

“Halt’s Maul!” möchten wir ihm zurufen, aber Tells Schicksal nimmt auch ohne uns seinen Lauf.

Von Tell erfahren wir am meisten, wenn die andern von ihm erzählen, etwa seine Frau Hedwig: “Immer ist er ausgerechnet da, wo eine Gefahr droht. Und wenn er dann festsetzt, macht er ein verdutztes Gesicht und sagt: Himmelherrgottdonnerwetter. Letzten Herbst, beim Roden, hat ihn ein Baum beinahe erschlagen.”

Doch trotz dieses Theatertricks war immer noch sehr viel Scheinwerferlicht auf Tell, und die Gefahr, dass nun Walter zum Superman, oder zum Superchild wurde, war nicht ganz von der Hand zu weisen.

Also griff Jürg zu einem weiteren Trick. Er stellte zwischen uns und die Geschichte einen Buben, dem diese Geschichte von seinem Grossvater erzählt wird, ein Kind somit, das sich Tell und seinen Vater Stück für Stück zusammensetzen muss, ein Kind, das dieselbe Arbeit zu leisten hat wie das lesende Kind, es muss sich nämlich die Geschichte vorstellen.

Dieser Bub ist die Ich-Figur, also der Erzähler, obwohl der eigentliche Erzähler der Grossvater ist, und nun merken wir, dass die Geschichte gar nicht so einfach ist, wie sie daherkommt. Der Grossvater, welcher nicht mit dem Erzähler des Buches identisch ist, erzählt sie dem Erzähler, und hier möchte ich mich in aller Form für das vorhin angewandte Wort “Trick” entschuldigen und es durch “Kunstgriff” ersetzen. Der Grossvater tritt als eine Art Regisseur auf, welcher die Handlung entweder beschleunigt oder verzögert, meistens verzögert er sie: “Ein Apfel, so gross wie eine Faust. Für einen mittelalterlichen Apfel gar nicht schlecht”, meinte Grossvater. “Denn Mittelalter, Bub, bedeutet kleineres Obst, kleinere Kühe, kleinere Menschen auch. Gross waren nur die Berge, der Bristen etwa, der damals noch gar keinen Namen hatte. Die Gipfel und die Grate wurden nicht bestiegen und nicht genannt. Sie waren nicht geheuer.” (...)

Über mehrere Tage zieht sich die Erzählung des Grossvaters,

der übrigens in Altdorf wohnt, für seinen Enkel hin. Und mit der Zeit, die für Tell vergeht, vergeht auch die Zeit des Ferien-Ich-Bubs, der in den Nächten vom Heimweh geplagt wird: “Das ganze Bett war angefüllt mit Heimweh, und ich lag mittendrin.” Dann lernt er aber langsam, damit umzugehen, und wenn wir lesen “Walter kannte diese Geschichten. Er hörte sie gern. An diesem Abend aber waren sie nur ein kleiner Trost. Und ein grösserer war im Augenblick nicht zu haben”, dann glauben wir einen Augenblick vom Ich zu lesen. Die beiden Buben der Erzählung, gehören, wie könnte es anders sein, zusammen, und der Ich-Bub beginnt seine Fäden zu seinem Kollegen ins Mittelalter zu spinnen: “Grossvater holte sich ein Bier aus der Küche. Mir goss er Tee in ein Glas. Das Getränk war ein bisschen süss, ein bisschen fad und viel zu warm.

Walter, dachte ich, trank Wasser aus Brunnenröhren oder hölzernen Känneln, blosses Wasser, aber eiskalt.”

Das ist die Kinderlobby aller Zeiten, die kalte Getränke liebt und warme verabscheut.

Der Erzählbub hat einen geschiedenen Vater, über dessen neue Frau seine Grosseltern gern mehr wüssten, und Walter hat einen Vater, den er zuletzt in der Gewalt des Landvogts gesehen hat.

Und wenn uns, wer, der Grossvater oder vielleicht doch Jürg Schubiger, gegen den Schluss erzählt: “Walter schaute über die Äcker und Weingärten zum nebligen See. Das ganze Land war voller Wege, und alle sahen genau wie Heimwege aus, angelegt für einen Vater, der hinkend zurückkehrt”, dann sehen wir ein doppeltes Kind vor uns, und hinter den beiden steht nochmals ein Kind, ein inzwischen 69-jähriges, das heute einen Preis bekommt für seine Erzähllist und seine Erzählust, ich gratuliere ihm zu diesem Preis, und wenn sich an den nächsten Solothurner Literaturtagen wieder die Wolken teilen und den Blick in den Heldenhimmel freigeben, dann ist Tell daraus verschwunden, dafür schaut Winkelried hinunter, würdigt uns andere keines Blickes und ruft: “Jürg, wie wär’s mit uns zwei?”

JÜRIG SCHUBIGER

Die Geschichte von Wilhelm Tell

Zürich: Nagel & Kimche-Verlag 2003. 93 S., Fr. 18.30